

Warum Übersetzen möglich ist

Folgende Einsicht Karl Poppers zur Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse gilt auch für die kultur- und sprachspezifische Wahrnehmung:

It is true that we are dependent upon our upbringing, our beliefs, our knowledge, our expectations. But it is also true that we are *not completely dependent* on them. No doubt we can only slowly and partially liberate ourselves from this bondage. But there is no natural limit to this process of liberation. (Hervorhebung von mir)

Wir können uns deswegen von der „Gefangenschaft“ unserer Kultur und Sprache befreien, weil sie einen Bezug zur objektiven Realität haben. Dieser Bezug ist durch unsere tatsächliche, unmittelbare Relation zur Welt gegeben oder, anders gesagt, durch unsere Erfahrung mit der Realität.

Die „Befreiung“ aus dem Interpretationsmuster der eigenen Kultur und Sprache erfolgt über den Weg der kritischen Auseinandersetzung damit. Dabei wird die eigene Theorie zweiter Ordnung, ähnlich wie ursprünglich die Theorie erster Ordnung, bewusst wahrgenommen; ein Sich-Distanzieren findet statt, das dem Subjekt ermöglicht, die interpretative Wirkung seiner Theorie zweiter Ordnung zu erkennen und seine Kultur und Sprache nicht mehr als selbstverständlich oder „natürlich“ zu empfinden. Es findet also auch in diesem Fall eine *Verfremdung* statt, die den Ausgangspunkt für die Kritik der Theorie bildet.

Diese kritische Auseinandersetzung verlangt nicht, wie z.B. von Quine

behauptet, dass man sich einer neutralen Sichtweise bedient; wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, kann es diese ja gar nicht geben. Die kritische Auseinandersetzung erfolgt durch den Vergleich der eigenen oder Ausgangskultur oder -Sprache mit der „fremden“ oder Zielkultur/-Sprache. Das *tertium comparationis* dabei ist die Erfahrung des Subjekts mit der Welt.

Nehmen wir zur Illustration ein Beispiel aus Quines Diskussion über ontologische Realitvität, das beweisen soll, dass Übersetzen unmöglich sei, und zwar aufgrund der *Unerforschlichkeit der Referenz*. Dies besagt, einfach ausgedrückt, dass wir nicht sicher sein können, worauf sich ein Wort (oder mit Quine, ein *term*) bezieht. Laut Quine kann ein Linguist oder ein Anthropologe, der eine neue Sprache lernen will, z.B. nicht sicher sein, ob das Wort *gavagai* der fremden Sprache, das ein der fremden Sprache mächtiger Sprecher unter Hinweis auf einen vorbeihoppelnden Hasen äußert, sich auf *Hase*, *Hasenteil* oder *zeitliches Hasenstadium* bezieht. Denn die letzten zwei Bedeutungen sind immer dann möglich, wenn auch ganzer Hase als Bedeutung von *gavagai* in Frage kommt. Wie Quine selbst sagt, handelt es sich immer um „denselben verstreuten Teil der Welt“. Das Problem bestehe aber darin, dass ein deutschsprachiger Linguist nicht wissen könne, welcher deutschen Bedeutung *gavagai* eigentlich entspricht, mit anderen Worten, ob die Referenz von *gavagai* mit *Hase*, *Hasenteil* oder *Hasenstadium* deckungsgleich sei.

Das ist eben die Krux: es könnte sein, dass *gavagai* sich mit keiner dieser drei Bedeutungen deckt, oder alle drei – und mehr – umfasst. Wir können wirklich nie sicher sein, dass wir „dasselbe“ meinen wie unsere Kommunikationspartner, gleichgültig, ob sie von *gavagai* oder *Hase* sprechen. Die Referenz – also das, worauf sich jede/r bezieht

– ist eben nie von vornherein eindeutig. Unerforschlichkeit der Referenz (wie auch die Unbestimmbarkeit) ist die Regel in jeder Kommunikation.

Mehr noch, es ist eben diese Unerforschlichkeit oder Unsicherheit, was der/die andere meint oder meinen könnte, die *Anlass zur Kommunikation* gibt. Die daraus entstehende Spannung verlangt nach Ent-Spannung, die eben durch das kommunikative Aushandeln herbeigeführt wird. Die Spannung entsteht aufgrund der Unbestimmtheit der Benennung, die in Bezug auf Erfahrungen über- oder unterdeterminiert ist. Das heißt konkret: wenn Sie ein Wort, wie z.B. *Hase* oder *Liebe* verwenden, wird es selten ganz deckungsgleich sein mit dem, was Ihr Gesprächspartner mit *Hase* oder *Liebe* meint. So weit, so evident. Dies ist der Normalfall.

Die „Unerforschlichkeit der Referenz“ wird alltäglich dadurch gelöst, dass man sagt: „nein, ich meine a, b und c damit“, der andere sagt: „und *ich* meine d, e und f“ und so weiter, bis man sich einigt, dass man vielleicht c und d meint – oder sich eben nicht einigt (wie z.B. bei *Liebe* meist der Fall ist). Auf jeden Fall findet Kommunikation deswegen statt, weil die Referenz *nicht* eindeutig ist. Und auch wenn die Spannung oder Unsicherheit nicht explizit thematisiert wird, bleibt die Kommunikation im Gange, weil Missverständnis stattfindet und weiter besteht, bis es ausgeräumt wird oder die Kommunikation aus einem anderen Grund abgebrochen wird. Wichtig ist dabei, dass die Unbestimmtheit und Uneindeutigkeit der Referenz *in der Kommunikation* aufgehoben wird. Und auch nur für die Zwecke des jeweiligen Kommunikationsaktes, für die Dauer des Kommunikationsaktes und in einem Maße, das für die spezifische Kommunikation hinreichend ist. Was als hinreichend gilt, ist von Situation zu Situation ver-

schieden. Auch deshalb muss jedes Mal neu „verhandelt“ werden.

In jedem Fall ist es aber die Erfahrung mit der Welt – sei es mit dem *Hase* genannten Tier oder mit den emotionalen Zuständen, die man unter dem Wort *Liebe* subsumiert –, die die Basis für das kommunikative Aushandeln liefert. Letztendlich können wir nur wissen, wovon wir sprechen, wenn wir davon Erfahrung haben. Sonst sind Wörter wirklich bedeutungslos. Ich kann nur wissen, was *Hase* ist, oder sein kann, wenn ich mit dem Phänomen Erfahrung habe. Durch die Erfahrung können wir uns auf die Realität berufen und in der Kommunikation aushandeln, welchen Aspekt wir meinen und wie wir uns darauf beziehen.

Dieses Aushandeln der Referenz ist der Motor der Kommunikation. Die Differenzen in der Referenz stellen scheinbar inkommensurable Diskurse dar (da es sich um individuelle – oder gruppenspezifische – Interpretationen handelt), die aber in der Praxis des Kommunikationsaktes (in einem Text) durch Bezugnahme auf die Erfahrung mit der Realität und durch Aushandeln des Gemeinten für die Dauer der Kommunikation und *in hinreichendem Maße* kommensurabel werden.

Weder Unbestimmtheit noch Unerforschlichkeit der Referenz verhindern also die monolinguale Kommunikation. Sie sind im Gegenteil der Hauptgrund, warum Kommunikation überhaupt stattfindet. Dies gilt auch für die Translation. Auch hier geht es um Aushandeln von Referenz und Aufhebung der Unbestimmtheit, und zwar im Hinblick auf den Zweck der Kommunikation und die Kommunikationsdauer. Die Referenz muss nicht „für alle Ewigkeit“ bestimmt werden. Dies wäre sowohl unnötig als auch unmöglich. Es genügt, wenn sie nur temporär bestimmt wird. Und das wird sie auch.

Wie wird denn die Referenz beim Übersetzen ausgehandelt? Und von wem? Beim Übersetzen geht es darum, das Gemeinte auszudrücken – also sich auf den Sachverhalt des Ausgangstextes mit anderen Worten zu beziehen. Auch hier wird also festgestellt: die einen nennen den Sachverhalt *abc*, während die anderen ihn *x*, *y* oder *z* nennen (oder auch gar nicht benennen). Wiederum erhebt sich also die Frage der Referenz oder: wie kann der/die ÜbersetzerIn wissen, dass es sich um „dasselbe“ handelt?

Auch beim Übersetzen liefert die Erfahrung (des Übersetzers) die Entscheidungsbasis. ÜbersetzerInnen wissen aufgrund ihrer Erfahrung des jeweiligen Sachverhalts in beiden Kulturen und in beiden Sprachen, dass „dasselbe“ gemeint ist und wie man sich in der jeweiligen Sprache darauf bezieht.

Ohne diese Erfahrung kann auch ein/e ÜbersetzerIn nicht wissen, wann mit *Hase* z.B. *rabbit* oder *hare* gemeint ist, oder umgekehrt. Das Aushandeln geschieht aber diesmal im Bewusstsein des Übersetzers, und nicht zwischen den Kommunikationspartnern, d.h. den Ausgangstextproduzenten und den Zieltextrezipienten. Das kommunikative Aushandeln findet im Übersetzungsakt statt. Es ist auch in diesem Fall temporär und auf das spezifische Kommunikationsziel gerichtet. Die Kommunikation findet aber in erster Linie im Bewusstsein der Übersetzerin statt. Der Übersetzungsprozess besteht in dieser Bezugnahme auf die Realität und dem Aushandeln zwischen den Referenz- und Benennungsoptionen.

Dieser Prozess ist möglich, weil der Übersetzer die Theorie zweiter Ordnung der Ausgangs- und Zielkultur kennt und, aufgrund seiner Erfahrung der Realität, sich auf diese beziehen kann.

Dass man in zwei unterschiedlichen Sprachen nicht „dasselbe“ sagen kann, ist evident – und für das Übersetzen auch irrelevant. Wichtig ist, dass man sich – ungefähr und zeitweilig – auf „dasselbe“ beziehen kann. *Gavagai* kann einen ganzen Hasen, einen Hasenteil oder ein *rabbit* bezeichnen. Es ist unsere Erfahrung mit dem Sachverhalt, zusammen mit den jeweiligen sprachlichen Benennungen in bestimmten Kommunikationssituationen, die uns wissen lässt, dass wir „dasselbe“ meinen. Was also übersetzt wird, sind nicht Wörter, nicht Texte und nicht „Kulturen“, sondern *Interpretationen der Referenz*.

Wie Übersetzen erfolgt

Wie geht denn nun dieses Aushandeln der Referenz im Bewusstsein des Übersetzers vor sich? Um dies zu analysieren müssen wir uns von der Makroebene der Referenz auf die Mikroebene der Bestandteile der Sprache begeben.

Eine Kultur kann nur über Dinge kommunizieren, die sie begreifen kann. Dieses Begreifen erfolgt, wie in Kapitel 2 besprochen, indem wir die Welt bzw. unseren Bezug dazu ordnen und Abstraktionen davon bilden. Diese Abstraktionen können wir auch *Begriffe* nennen. Begriffe erlauben uns, die Welt zu begreifen, indem sie gewisse Aspekte der Realität zusammenfassen und auch in Bezug zu einander setzen. Insofern leisten Begriffe eine Reduktion der Komplexität der Welt. Die Verwendung von Sprache hängt von der menschlichen Fähigkeit ab, unsere Erfahrung mit der Realität symbolisch zu strukturieren, diese in Begriffe zusammenzufassen und diese Begriffe in Relation zu einander zu setzen und zu verstehen.

Beim Übersetzen geht es um Begriffe, die durch Wörter bezeichnet werden. Diese stellen das Kommunikationsmedium der kulturspezifischen Interpretation unseres Realitätsbezugs dar und sind nur in Relation zu einander sinnvoll. Alle Begriffe einer Sprache stehen also zwangsläufig in einer gewissen Relation zu einander. Durch die gegenseitige Beziehung wird der jeweilige Begriffsumfang abgegrenzt und definiert. Man kann daher von einem Begriffssystem sprechen. Das System strukturiert die Beziehung der Begriffe zu einander. Allerdings ist das System insofern virtuell, als Begriffe, um möglichst anpassungsfähig zu sein, flexibel sein müssen. D.h. ihre Grenzen sind „fuzzy“ und werden erst im realen Gebrauch einer spezifischen Kommunikationssituation als textkonstituierende Elemente für den jeweiligen Text oder Kommunikationsakt temporär „fixiert“. Das Sprachsystem liefert die Mittel, um die Flexibilität und Plastizität der Begriffe für spezifische Kommunikationssituationen anzupassen und einen gewünschten spezifischen Sinn zu formulieren. Die textspezifische Realität wird also nicht nur durch die Beziehung der Begriffe zu einander im System konstruiert, sondern durch ihre eigene interne Struktur oder Merkmalkonfiguration, welche für jeden Text auf unterschiedliche Weise gewichtet werden kann.

Es ist also das Vorhandensein des Systems, durch das Begriffe von einander und vom „Rest der Welt“ abgegrenzt werden. Das System schließt nicht nur bestimmte, verwandte Begriffe ein, sondern schließt auch alles, was nicht zum System gehört, aus. So bezieht sich das System sowohl auf sich selbst und, durch die eigene Abgrenzung oder Selbstdefinition, auf all das, was „Nicht-System“ ist. Innendifferenzierung wird durch die relationelle Struktur des Begriffe gewährleistet, während Außendifferenzierung über die Abgrenzung zum „Nicht-System“ erfolgt. Systemfremde Elemente werden als solche erkannt,

wenn sie keinen Anschluss an die innere Struktur des Systems finden. Wenn ein Element keine Schnittstelle zu anderen Elementen des Systems besitzt und nicht dazu in Relation gesetzt werden kann, kann es nicht im System assimiliert werden. Mit anderen Worten, das fremde Element bleibt ohne Bezug und daher bedeutungslos.

Sprache und die Begriffe, die sie ausdrückt, sind, wie oben ausgeführt, virtueller Natur. Jede Realisierung eines virtuellen Begriffs in der sprachlichen Praxis (als tatsächliche Äußerung) ist also gleichzeitig eine fallspezifische Konkretisierung des Allgemeinen. Damit sie als konkretisierbare Abstraktion fungieren können, sind Begriffe flexibel und formbar. Bei jeder Konkretisierung in einer spezifischen Kommunikationssituation können daher die Begriffsmerkmale je nach den kontextuellen Erfordernissen unterschiedlich gewichtet werden, um das gewünschte Kohärenzmuster zu erzielen. Die Begriffe des virtuellen Sprachsystems fungieren nur als „generalisierte Anhaltspunkte dafür, was in Betracht kommt“. In jeder spezifischen Äußerung werden aber Begriffe so aktiviert, dass sie eine *fallspezifische, temporäre* Beziehung zu einander und auch zum jeweiligen abstrakten Prototyp aufweisen. Auf diese Weise wird das Ausdruckspotenzial zwar durch das System vorgegeben, aber aufgrund der begrifflichen Flexibilität und der daraus resultierenden Vielfalt an Zusammensetzungsmöglichkeiten bleibt das System für die Möglichkeit neuer begrifflicher Schnittstellen und Konfigurationen offen. Das Potenzial für Systemerneuerung ist im System selbst angelegt und wird durch dieses definiert. Systeme sind in diesem Sinne strukturdeterminiert. Aber aufgrund der Tatsache, dass das Gesamtpotenzial mehr Aktualisierungsmöglichkeiten zur Verfügung stellt als in der Praxis realisiert werden (d.h. aufgrund einer Überschussproduktion) muss auch in jedem tatsächlichen Kommunikationsfall *Selektion* stattfinden.

Virtuelle Begriffe im virtuellen System werden in der Praxis des Sprachgebrauchs mittels Textproduktion realisiert. Innerhalb jeder Kultur- oder Sprachgemeinschaft besteht ein Konsens darüber, nicht nur welche Abstraktionen der Welt Gültigkeit besitzen, sondern wie diese normalerweise interpretiert und gewichtet werden sollen. Es sind diese Realisierungskonventionen, die die jeweilige kultur- und sprachspezifische Realitätskonstruktion tatsächlich prägen. Allerdings ist auch innerhalb des kulturspezifischen Begriffssystems aufgrund der begrifflichen Plastizität und systeminhärenten Flexibilität die Möglichkeit für unterschiedliche Realisierungskonventionen gegeben.

Anders gesagt, die Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten einer Sprache ist theoretisch vorhanden: durch die Selektion in der Praxis werden unterschiedliche Aspekte dieser Theorie artikuliert und sichtbar gemacht. Wenn wir also eine Sprache als eine Theorie des menschlichen Bezuges zur Realität sehen, sind die unterschiedlichen, selektiven, praktischen Ausdrucksformen dieser Theorien weitere, spezifischere Manifestationen der allgemeinen Theorie. Die Praxis (der tatsächliche Sprachgebrauch) selektiert und konfiguriert diejenigen Merkmale der allgemeinen Theorie, die für ihre Zwecke geeignet sind. Durch diese Konfiguration wird die Theorie des Sprachsystems erst zu realer Praxis. Man könnte also sagen, dass eine „Sprache“ z.B. „Deutsch“ oder „Englisch“ als übergeordnete Theorie fungiert, die unterschiedliche Subtheorien hervorbringt. Diese unterschiedlichen Subtheorien werden auch Diskurse genannt.

Wie das Sprach- und Begriffssystem, innerhalb dessen sie ausgedrückt werden, artikulieren auch Diskurse die Interpretationen der Realität und die Werte derjenigen Gruppen, die sie verwenden. Wie die

darüber gelagerte Sprache geben auch Diskurse vor, was kommunikativ thematisiert wird und wie, und auch, was nicht thematisiert wird oder werden soll. Diskurse stellen, mit anderen Worten, einen Konsens über Referenz dar. Sie geben „das Gemeinte“ oder die Interpretation des Realitätsbezugs einer bestimmten, durch Werte konstituierten Gruppe vor. Es darf z.B. im patriarchalischen Diskurs der männlich-dominierten Gesellschaft die Realität der Verstümmelung der Geschlechtsorgane kleiner Mädchen nicht besprochen werden; man nennt den Vorgang einfach „Beschneidung“. Der männlich-dominierte Diskurs schreibt in diesem Fall vor, was nicht gesagt werden darf, nämlich die subjektive Erfahrung und das horrende Ausmaß des Leidens tausender junger Mädchen. Ein Diskurs, der andere Aspekte dieser Realität und die Erfahrung der Betroffenen thematisieren will, selektiert andere Merkmale des Sprachsystems und drückt so eine andere Realität aus, z.B. „genitale Verstümmelung“. Mit anderen Worten:

A discourse provides a set of possible statements about a given area and organises and gives structure to the manner in which a particular topic, object or process is to be talked about. (Kress 1989:7)

Diskurse stellen also soziale Interaktion dar, indem sie die bestehenden soziopolitischen Verhältnisse in einer konkreten sprachlichen Praxis beschreiben. Das heißt eigentlich, dass sich Menschen (bewusst oder unbewusst) durch Diskurse für bestimmte Interpretationen entscheiden, die zwangsläufig selektiver sind, als die allgemeine Interpretation, die durch das virtuelle Sprachsystem zur Verfügung steht.